

Fotografie | Die Geschichte vom Vögelchentrick der ersten Fotografen

«Achtig, da chund äs Veegäli üsä»

Ruedi Gisler-Pfrunder

Wer erinnert sich noch an den Satz «Achtig, da chund äs Veegäli üsä»? Die Generation Z bestimmt nicht. Wohl schon eher Leute der Nachkriegsgeneration, denn bis in die Fünfzigerjahre des 20. Jahrhunderts war es Usus, die zu fotografierende Person mit dem Hinweis «Achtig, da chund äs Veegäli üsä» zu motivieren, ins Objektiv zu schauen. Bei den damals üblichen langen Belichtungszeiten bis zu mehreren Minuten wurden ganz unterschiedliche Methoden und Hilfsmittel entwickelt, um bei Weitem nicht nur Kinder zu ermuntern, den Blick auf die Kamera zu richten. Und um das zu erreichen, holte der Fotograf alle möglichen Artikel – Spielsachen, Bilder, Haustiere und eben auch Vögel – aus seinem Fundus, damit die abzulichtenden Personen starr auf die Kamera schauten.

Blick auf die Kamera

Woher der Ausruf «Achtig, da chund äs Veegäli üsä» kommt, ist nicht bekannt. Tatsächlich aber sehen die alten dunklen Kameras aus Holz mit dem zentralen Objektiv in der Mitte Vogelhäuschen sehr ähnlich. Mit dem Versprechen, dass demnächst aus der Kamera ein Vögelchen herausfliegt, sollten die für eine Fotografie platzierten Personen dazu gebracht werden, während der Belichtungszeit aufmerksam und gebannt auf die Kamera zu blicken. Der Ausruf «Achtig, da chund äs Veegäli üsä» wurde schnell zum internationalen Evergreen: In Deutschland rief der Fotograf «Gleich kommt das Vögelchen!». Noch immer sagt man auf Englisch «Watch the birdie!». Auch die Franzosen liebten das Vögelchen: «Attention, le petit oiseau va sortir!» Und die Italiener mahnten auf die gleiche Weise zur Aufmerksamkeit: «Guarda, che arriva l'uccellino!» In Spanien rief der «Fotógrafa»: «Mira el pajarito!» Und in Polen: «Zobacz, ptaszek leci!»

Fotografieren – eine ernste Sache

Heute wird fast weltweit das englische Wort «cheese» gerufen, um die zu porträtierenden Personen zum Lächeln zu motivieren. Dieser Aufruf wäre in der Anfangszeit der Fotografie keinem geschäftstüchtigen Fotografen in den Sinn gekommen. Beim Betrachten alter fotografischer Porträts und Gruppenbilder stellt man unschwer fest, dass das Fotografieren eine ernste Angelegenheit war. Die abgelichteten Leute schauen nämlich immer mit sehr ernster, versteinertener Miene ins Objektiv. Gründe dafür gibt es mehrere. So hat die Belichtung in den Anfängen der Fotografie bis zu mehreren Minuten gedauert. Eine neutrale ernste Miene minutenlang aufzusetzen ist bedeutend einfacher als lange entspannt zu lächeln. Auch war es nichts Alltägliches, sich von einem professionellen Fotografen fotografieren zu lassen war. Um möglichst «bella figura» (guten Eindruck) zu machen, zog man sich die Sonntagskleidung an, was dem Vorgang automatisch einen ersten Charakter verlieh. Ausserdem war dieser Anlass auch eine teure Angelegenheit, und ein zweiter Versuch hätte das sowieso schon kostspielige Vorhaben zusätzlich unnötig verteuert. Sowohl der Fotograf als auch die abgelichteten Personen gingen da-

mals ganz anders an die Sache heran, als wir das heute zu tun pflegen. Während wir mittlerweile gerne spontane authentische Momentaufnahmen schiessen, sah man die Fotografie damals noch als eine Art Weiterentwicklung des Gemäldes. Fotos wurden in den Anfangsjahren nicht zum Spass aufgenommen. Vielmehr wollten sich die Menschen auf diese Weise verewigen, und zwar in einer Position, die von anderen als respekt- und würdevoll angesehen wurde.

Lange galt in der christlichen Welt ein glückliches Lächeln als ungeschicklich. Die Lippen waren vom Herrgott geschaffen worden, um die Zähne zu bedecken. Gelacht wurde im Verborgenen oder hinter vorgehaltener Hand. Dies ist auch der Grund, weshalb wir auf älteren Gemälden so gut wie nie schallend lachende Personen finden. Gelächelt wurde höchstens in der Art, wie das die berühmte Mona Lisa tut – diskret und in sich gekehrt. Selbst der amerikanische Schriftsteller Mark Twain (1835–1910) bemerkte zu seiner Zeit: «Ein Foto ist ein äusserst wichtiges Dokument, und es gibt nichts Vernichtenderes für die Nachwelt, als ein albernes, törichtes Lächeln, das für immer festgehalten wird.»

Nicht ausser Betracht gelassen werden darf, dass auch psychologische, religiöse, ethnologische oder esoterische Hintergründe für eine gewisse Angst beim Fotografieren verantwortlich sein können. Nicht nur die Aborigines wollten sich, zum Teil bis heute, nicht fotografieren lassen, sondern auch viele andere indigenen Völker scheuen sich, vor Kameras zu treten. Sie sind überzeugt, dass ihnen durch das Foto ein Teil der Seele gestohlen wird. Der Ahnenforscher Josef Muheim aus Greppen hat mir kürzlich eine Geschichte aus dem 19. Jahrhundert erzählt, bei der sich der Vater, im Gegensatz zu Frau und Kindern, standhaft weigerte, aufs Bild zu kommen, weil ihm das Ganze nicht geheuer war.

Selbst Johann Herger (1900–1977), besser bekannt unter seinem Spitznamen «Schutzängäli», aus Bürglen antwortete auf die Frage des Filmmachers Fredi Murer («Höhenfeuer»), warum er sich nicht fotografieren lassen wolle, verschmitzt: «Ich hab es eben wie die Wilden Afrikas. Wenn man sie filmt, befürchten sie, dass ihnen die Seele abhanden kommt.» Es ist auffallend, dass drei der grossen Weltreligionen, das Judentum, das Christentum und der Islam, die bildliche Darstellung ihrer Gottheiten verbieten. Ob dieser Grundsatz mit dazu beitrug, dass sich viele Leute lange ungern fotografieren liessen, bleibt ebenso offen wie die Frage, weshalb indigene Völker der Ansicht sind, Fotografien raube ihnen die Seele.

Zu guter Letzt waren auch schlechte Zähne ein Grund, warum Menschen auf alten Bildern nicht lächeln. Die Zahnhygiene war praktisch unbekannt. Vielen Leuten fehlten Zähne, so dass klaffende Löcher im Mund vortraten. Noch in den 1930er Jahren wurden auch hierzulande vor der Hochzeit oder dem Klostereintritt, um später keine Zahnarztkosten zu verursachen, der Braut oder der Novizin die Zähne gezogen. Es ist nicht verwunderlich, dass man seine Zähne beziehungsweise seine Lücken nicht zur Schau stellte.



1880 wurde ein blechernes Vögelchen patentiert, das als Hilfsmittel diente, die volle Aufmerksamkeit des Models auf die Kamera zu lenken. In der Folge kamen viele verschiedene Versionen auf den Markt. FOTOS: ZVG

Zwitschernde Vögelchen

Wir wissen nicht, ob die ersten Urner Fotografen bei ihrer Arbeit jeweils ein Blechvögelchen benutzten. Bekannt aber ist, dass der Altdorfer Fotograf Richard Aschwanden (1909–2001) bei Aufnahmen mit der alten Kamera aus dem Jahr 1865 von Robert Zberg (1878–1902) während der Belichtungszeit, die Ende der Vierzigerjahre 1 bis 2 Sekunden dauerte, den Objektivdeckel langsam rund um das Objektiv bewegte, um so die Belichtungszeit abzuschätzen. Ob er dann jeweils den legendären Satz «Achtig, da chund äs Veegäli üsä» sprach, ist leider nicht belegt.

1880 lies der Amerikaner Jerome Burgess Secor (1839–1923), der als fantasievolle Erfinder von der Schreibmaschine bis mechanischen Spielsachen über zahlreiche Patente verfügte, ein blechernes Vögelchen patentieren. Das Messingvögelchen, das über einen Schlauch mit einem angrenzenden Wassertank verbunden war, konnte durch Luft einbla-

sen und dem Bewegen der Zunge zum Blubbern gebracht werden. Gleichzeitig konnten dadurch der Schwanz und der Schnabel des kleinen Vogels bewegt werden. Der Ton beziehungsweise das Gezwitscher wurde wie bei einer Flöte durch einen Luftschlitz erzeugt.

Bereits vier Jahre später wurde im amerikanischen Fotoversandhandel für 75 Cents ein Vögelchen aus Blech angeboten, das die volle Aufmerksamkeit des Models auf die Kamera lenken sollte.

1923 kam der von dem New Yorker Spielzeugproduzenten Oscar Schwarzkopf patentierte «American Victory Canary Songster» auf den Markt. In einem 1924 veröffentlichten Zauberkatalog findet sich folgende Reklame: «NO. 11N. The Victory Canary Songster – die neueste und meist diskutierte Neuheit. Etwas, das Jung und Alt begeistern wird. Es wird das Trillern und Tirillieren des Kanarienvogels erzeugen. Es wird von Orchestern, Operngesellschaften und derglei-

chen verwendet, um die Klänge der Vögel im Wald zu reproduzieren. Die süssesten Töne des Kanarienvogels können ohne Schwierigkeiten erzeugt werden, und mit der Bewegung des Schnabels und des Schwanzes, die einen Hauch von Realismus verleihen, ist der Singvogel eine unendliche Quelle der Freude für alle. Ein grosser Verkaufschlager. Strassenhändler, Händler und andere, die am Verkauf dieser Neuheit interessiert sind, können sich gerne mit uns in Verbindung setzen. Preis pro Stück: 25 Cents, 2 Dollar pro Dutzend. Sonderpreise bei grösseren Mengen. Dies ist der beste Babycharmeur, der bisher vorgestellt wurde. Die Vögel sind in einer Vielzahl von hellen Farben gemalt, in fast perfekter Nachahmung des Lebens. Sie singen so klar und flüssig wie die besten Sänger, sind solide gefertigt und geraten nicht aus dem Takt. Jeder Vogel ist lebensgross dargestellt. Wenn der Vogel singt, bewegt er seinen Mund und Schwanz in exakter Nachahmung des lebenden Vogels. Verpackt in einer ordentlichen Schachtel mit vollständiger Anleitung. Preis pro Stück 75 Cent.» Die Blechvögel wurden in grossen Mengen bis in die 1940er-Jahre produziert. Nach dem Aufkommen von Kunstlicht und kürzeren Belichtungszeiten (unter 1 Sekunde) verschwand das Blechvögelchen aus den Fotostudios. Die Redewendung «Achtig, da chund äs Veegäli üsä» ist jedoch, zumindest bei der älteren Generation, bis heute in liebevoller Erinnerung geblieben.



Ob Richard Aschwanden (1909–2001) jeweils den legendären Satz «Achtig, da chund äs Veegäli üsä» sprach, ist nicht belegt.

Das Vögelchen in Aktion kann auf der Website www.teufelsbrücke.ch beobachtet werden. Der Autor dankt Vreni Aschwanden, Walter Bär-Vetsch, Fredi M. Murer und Josef Muheim für die vielen wertvollen Hinweise.